



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Urquelle des Bösen — geweihter, sehr schöner Tempel, aus zwei Hallen und einer Nebenhalle bestehend, um die ein Säulengang mit zwei Pilastern und acht Columnen herumläuft. Die Capitälcr bestehen auch hier aus gemischten Votos und Palmen, die über den Platten Würfel tragen, welche mit dem in Zwerggestalt erscheinenden Gotte Tiphon verziert sind. Dieser Tempel ist aus der Zeit der römischen Imperatoren, denn man findet die Ringe Antonins, Hadrians und Trajans. Sowol im Innern, als außen an den Kornischen erblickt man Fließbilder entweder säugend, oder in Verbindung mit Harpokrates, und vor ihnen Tiphon. Von hier kommt man an ein großes Thor, welches aus der Stadt führt.“ —

W o c h e n b e r i c h t.

Pariser Brief. 1. Das Verfahren der deutschen Diplomatie während des orientalischen Krieges vom Anfange bis heute macht auf mich den Eindruck eines geschickt ausgeführten Ciertanzes. Jeden Augenblick glaubt man, nun werde ein Ei zertreten und eine Kriegserklärung als Ruchlein auskriechen, aber die moderne Mignon, die auch die Augen verbunden zu haben scheint, windet sich gewandt die verschlungensten Figuren und die engsten Wege hindurch. Es bricht nichts, es geschieht nichts. Wie gern möchten wir uns einlullen und abseits von der Politik, wie wir dies in letzter Zeit oft gethan, Zerstreuung suchen. Wer wünschte sich nicht eine Scherezade, um ins Anhören süßer Märchen versunken bis dahin die Zeit zu vergehen. Aber vergebens suchen wir dem Kreise uns zu entziehen, der alle unsre Gedanken festgebannt hält. — Unerquicklich bei der Unternehmung auf Sebastopol ist der Schein des Improvisirten, den sie durch den plötzlichen Entschluß in unsrer Anschauung annimmt durch alles, was wir darüber hören. Die Proclamation des französischen Marschalls verleiht dem Zuge einen abenteuerlichen Charakter, den ein so ernstes Beginnen von sich weisen müßte. Nicht mit hochtrabenden Phrasen, sondern gesammelt und mit stillem, aber männlichem Entschlusse müßte man dazu schreiten. Der Moniteur hat eine traurige Pflicht erfüllt, indem er dem burschenhaften Dictum des Befehlshabers einen so gemessenen und wohlwogenen Commentar schrieb. Es ist merkwürdig, daß die beiden Proclamationen des französischen Generals dasselbe Schicksal hatten. Der ersten mußte im tröstenden, dieser letzten im maßigenden Sinne nachgeholfen werden. Es ist an und für sich erfreulich, daß der Mann, dem die Leitung dieser ungeheuern Unternehmung obliegt, soviel Zuversicht an den Tag legt. Ich glaube, trotz der auf so perfide Weise vom Journal des Débats beleuchteten Schwierigkeiten, trotz der aus Tomini angeführten Beweismomente, daß Sebastopol, einmal angegriffen, nicht widerstehen und daß, worauf es zunächst ankommt, die Landung im Angesichte des verschanzten Feindes einmal unternommen, zu Stande kommen werde. Aber unsre Zuversicht kann sich am Ende doch nur auf die Tapferkeit der gegen die Russen geführten Truppen, auf die Vorzüglichkeit der

ihnen zu Gebote stehenden Mittel flügen. Ich will auch der Kenntniß und Einsicht der Führer mein Vertrauen nicht versagen, allein man muß sich doch zugleich gestehen, daß die Unternehmung auch gegen die Elemente zu kämpfen haben kann, daß es bei einem so complicirten Zuge auf die genaueste Ausführung jeder verabredeten Einzelheit ankomme — und von wie vielerlei Umständen hängt diese nicht ab? Wir hoffen trotz allem auf das Gelingen; aber wie die Sache auch immer ablaufen mag, sie hätte in anderer Form begonnen werden müssen. Wenn wir bedenken, wieviel Zeit zur Ueberlegung, zur Erforschung der Terrainverhältnisse, zur Prüfung aller Umstände gewesen und daß man nun so Knall und Fall darauf losgeht, um zu handeln, weil denn doch etwas gethan werden müsse — diesen Schein abzuwenden, hätte eifrigste Sorge der Führer sein sollen. Ich will auf die Gerüchte von Hamelins angeblicher Protestation nicht mehr Gewicht legen, als eine unverbürgte Behauptung verdient. Ich will nicht von dem Urtheile sprechen, das die Pariser Fama dem Kriegsminister in den Mund legt, ich weiß, daß es bequem und klug sei, den Weisen und Vorsichtigen zu spielen, denn im Falle des Gelingens vergißt man über der Freude am Siege diese griechischen Orakelsprüche und wendet es sich unglücklich, dann hat man alles vorhergesagt. Drückend ist blos die Wahrnehmung, daß bis zum letzten Augenblicke nicht diejenige Uebereinstimmung, nicht die ineinandergreifende Entschlossenheit im Herzen der Regierungen, im Busen der Führer wohnte, die ein solches Werk doch jedenfalls erheischt. Es muß aber etwas vorgehen, wenn die englischen Journale von Gegenbefehlen sprechen, die nur zu spät angekommen seien.

Mit dem Zuge gegen Sebastopol, er ende nun glücklich oder nicht, ist der erste Act aus, ist der erste Feldzug geschlossen. Die Friedensdiplomaten, die im Verlaufe des Krieges gegen Rußland so oft schon sich nutzlose Unkosten gemacht haben, öffnen neuerdings den Mund und glauben, der Winter werde ihnen Gelegenheit geben, Recht zu behalten. Die heute im Moniteur anbefohlene neue Truppenaushebung sagt in ihren Augen nichts, sie legen vielmehr Gewicht darauf, daß man dem Charivari die Weisung gegeben, in seinen Zerrbildern auf den Kaiser von Rußland ehrfurchtsvoller sich zu geberden. Für sie hat die Rückkehr Kiseleffs nach Brüssel mehr Bedeutung. Hört man sie an, so hat König Leopold dem Frieden in Boulogne nicht ohne Erfolg das Wort geredet. Fragen Sie aber, ob der Zug gegen Sebastopol etwa bedeute, daß England und Frankreich von ihren auch durch die deutschen Großmächte gebilligten Bedingungen (Minima!) zurückkommen oder ob des Zaren abschlägige Antwort nach einer Demüthigung, nach einer Niederlage seiner Waffen im Angesichte seiner größten Festung auf gänzliche Neue von Seite eines so stolzen Monarchen hoffen lasse — dann antwortet man mit Achselzucken oder mit einem hochweisen vous verrez. —

Die hochtrabenden Artikel in englischen und französischen Blättern über die Zusammenkunft in Boulogne verrathen wenig Geschmack. Wir geben zu, daß das englisch-französische Bündniß dadurch einen neuen Ausdruck gefunden habe, wir begreifen, daß Louis Napoleon sich durch den Besuch des Königs der Belgier und des Königs von Portugal geschmeichelt fühle. Nach der Sprache, die man gegen ihn geführt, kann er das immerhin als eine Genugthuung betrachten. Wir haben schon einige Monate nach dem Staatsstreich mit Nachdruck auf die Thorheit der continentalen Mächte hingewiesen, die

Dienste, die ihnen der Kaiser ohne Widerrede geleistet, nicht besser zu erkennen und ihn durch kleinlich-diplomatische, perrückenhafte Bedenken zu verlegen. Wir sind heute noch überzeugt, ohne die damalige Gereiztheit, zu der die europäischen Cabineten, von ihren Gesichtspunkten aus betrachtet, kein Recht hatten, wäre es nicht soweit gekommen, weil der Zar sich nicht soweit vorgewagt hätte. — Aber es scheint uns heute ebenso lächerlich, wenn der Constitutionnel aus den Besuchen in Boulogne einen zweiten Congress von Erfurt machen will.

— — 2. — Wir wollen uns nun auch ein wenig auf nicht politischen Gebieten umsehen und da mag denn als erstes höchst unpolitisches Factum die Nachricht Platz finden, daß die spanischen Minister, welche der Monarchie in diesem Lande doch gewiß große Dienste geleistet haben, beim Hofe nichts weniger als beliebt sind. Seitdem durch die Entfernung der Königin Christine die größte Verlegenheit des Augenblicks glücklich überstanden ist — fängt der Einfluß der alten Neigungen sich wieder an geltend zu machen und die Minister, besonders Donnell und Espartero sind den Satiren der Höflinge preisgegeben. Das geht soweit, daß die kleine Prinzessin von Asturien die Spitznamen der königlichen Räte, die sie wahrscheinlich oft zu hören bekommt, diesen mit kindlicher Naivetät ins Gesicht wiederholt. Donnell heißt sie den langen Spargel, Espartero den Majordomus u. s. w. Daß dies eine unpolitische Neuigkeit sei, werden Sie gern zugeben. Ist es aber nicht voll tiefer Ironie, daß man dem Herzoge von Vittoria grade den Spitznamen des Majordomus gegeben? Es beweist, wenn es bei einer solchen Verblendung überhaupt noch dieses Beweises bedürfte, wie wenig der spanische Hof Geschichte gelernt — würden die Höflinge sonst nicht vor diesem ominösen Spitznamen eines Majordomus zurückschrecken?

Von Madrid nach Paris zurückkehrend habe ich Ihnen zu melden, daß der neue Theaterintendant, wie man hier den Staatsminister nennt, auch die Freiarten im Theatre françois in derselben Weise aufhob, wie in der großen Oper. Jedes Journal bekommt zwei Karten, und dafür muß es alle Nachrichten einrücken, die man ihm mittheilt. Der Minister stellte es den Redacturen frei, ihre Plätze zu bezahlen, und man würde ihnen dagegen alle Einrückungen vergüten. Es ist unbegreiflich, daß die Blätter nicht Unabhängigkeit genug besitzen, sich für die letztere Modalität zu entscheiden. Daß sie auf den bisherigen Usus oder Abusus nicht bestehen konnten, das gibt man zu, wenn man bedenkt, wie jedes Journal dem Schlaganfall der drei Avertissements ausgesetzt ist, und soviel Reichblütigkeit trauen sie sich alle zu, um vor dieser Gefahr nicht unempfindlich zu bleiben. Seitdem die Zeitungen vorzüglich im Besitze von Actiengesellschaften sind, hängt es auch nur selten von den Redacturen oder Geranten ab, ihren Willen durchzusetzen. Der Journalismus ist in jeder Beziehung Industrie geworden und das Journal ein Gewerbe wie ein andres. Man versteht leicht, daß Gesellschaften, die wie die Unternehmer der Presse zum Beispiel hundertdreißigtausend Franken für ein Werk von George Sand geben, alles vermeiden, was sie an der Ausbeutung ihres Capitals hindern könnte. Es ist gradezu komisch, wenn man sich die Actionäre der verschiedenen Journale näher betrachtet. Es sind in den seltensten Fällen Leute, die zu der Partei gehören, die ihr Blatt vertritt. Sie haben die Zeitungsactien wie sie Vieille montagne und Muzaja oder Credit mobilier kaufen. Zu verwundern

ist bloß, daß gewisse Zeitungsactien noch nicht auf der Börse Kurs haben. Mires und Girardin sind speculativ genug, um auf eine solche Speculation zu kommen. Das gäbe dem Publicum Gelegenheit, eine noch genauere Kritik der Journale zu liefern als durch Abonniren. Die Actien würden dann nicht bloß wegen dessen, was ein Artikel enthält, fallen oder steigen, sondern auch wegen der Form, in der es gesagt wird. Man würde im *Compte courant* der Börse lesen: „Constitutionnel flau oder: $\frac{1}{4}$ Proc. gesunken wegen eines lächerlichen Artikels über die Zusammenkunft in Boulogne“, oder „Pays sehr begehrt wegen Rücktritt des Herrn Laguerronière von der Redaction, um $\frac{1}{2}$ Proc. gestiegen“ u. s. w. Das würde doch etwas Abwechslung in die Börsenmonotonie bringen. Verlassen Sie sich darauf, wir erleben auch ähnliches.

Wenn ich Sie fragte, womit sich die gute Gesellschaft von Paris und in der Umgebung beschäftigt, so würden Sie es gewiß nicht errathen. Sie könnten vielleicht glauben, die fashionable Welt denke an Sebastopol — dazu ist sie zu fashionable; sie beschäftige sich mit dem Theater? dazu sind diese zu schlecht und der Spätsommer zu heiß — sie genieße die schöne Natur? dazu geht man nicht aufs Land. Die Herrn erfreuen sich in der schönen Natur nur an derjenigen, die sie todtschlagen, nämlich auf der Jagd, und da die Frauen nicht jagen, so haben sie sich einen andern Zeitvertreib erfunden, welcher an die Hanswürste des französischen Hofes unter Ludwig XV. erinnert. Es ist die Potichomanie (Abkürzung von Potichinomanie) und bedeutet die Kunst, aus Glasgefäßen mittelst eines von innen angeklebten, lackirten, mit chinesischen Blumen, Arabesken und sonstigen Chinoiserien bedruckten Papiers, chinesische Vasen zu verfertigen. Diese Nachahmungen sehen sich gar nicht übel an und sie lassen sich so gut auf einen Kamin stellen, wie chinesische Dummheiten auch — aber daß die geistreiche feine Pariser Welt sich selbst mit dem Auskleben dieser Vasen aufs leidenschaftlichste beschäftige, dies muß man erfahren, um es zu glauben. Wo Sie eine Dame besuchen, finden Sie sie mit einem Pinsel und einem Glastopfe, ein Geschenk für irgendeinen Freund oder eine Freundin verfertigend. Wer einer Dame angenehm sein will, der schicke ihr einen Potichomanapparat — das ist die sicherste Art Eroberungen zu machen. Nun erst sind die *tables tournantes radical* entfernt — denn die Pariser sind von einer Thorheit erst dann gründlich geheilt, wenn diese durch eine andere verdrängt wird. Daß die Potichomanie auch auf die Bühne kömmt, ist selbstverständlich und ich gebe mir keine drei Wochen, ehe die Leser diese Manie dramatisch behandelt angezeigt erhalten. Wir hoffen, man wird in Deutschland an der Potichomanie die Schuld abtragen, welche man Frankreich gegenüber, durch die lebendige Theilnahme an den tanzenden Tischen hier, eingegangen ist.

Von dieser chinesischen Kunstliebhaberei komme ich auf eine Kunstliebhaberei, die aus älterer Zeit herrührt und die nicht allgemein geworden ist, weil man ein großer Künstler dazu sein müßte. Es wird hier ein Delgemälde von ganz eigenthümlicher Natur gezeigt. Denken Sie sich eine Leinwand von ungefähr einem Metre, die horizontal auf einem Tische liegt. Der Beschauer sieht durcheinandergeworfene Farben, die an und für sich einen angenehmen Eindruck machen, weil sie außerordentlich schön und mit Kühnheit hingeworfen sind. Man mag aber dieses ein großes Alter verrathende Gemälde noch so genau prüfen, man wird nicht den Ge-

genstand herauszufinden im Stande sein. Keine Spur von einer Zeichnung, keine Spur von irgendeinem künstlerischen Zusammenhange, man glaubt gradezu, es habe der Zufall oder ein Künstler in seinem Uebermuth die diese Farben auf das Holz geworfen. Da stellt man einen cylinderförmigen Metallspiegel vor den Betrachter auf das Bild hin und man bewundert darin eine ebenso gut componirte als vortrefflich gemalte Kreuzhebung des Christis. Die ungestalteten Farben bilden im Spiegel eine Composition von sechs Figuren, die an Kühnheit des Gedankens, an Leidenschaft der Bewegung, an Lebendigkeit und Harmonie der Farben einen großen Meister der niederländischen Schule, vielleicht den großen Meister dieser Schule allein zum Urheber haben muß. Betrachtet man nachher die Malerei genau, so gibt man sich endlich, obgleich noch immer nicht leicht, Rechenschaft von dieser merkwürdigen Kunstleistung. Nun muß man aber aufs neue die große Kenntniß der Perspective, des Lichteffectes und der Farbenbehandlung anstaunen. Ohne Spiegel oder im ganz nahe gehaltenen Spiegel besehen, gleichen die Köpfe wahren Teufelsfragen; der Kopf des Christis gleicht dem Kopfe einer abgemagerten Katze, während er im Spiegel voll Ausdruck und vom edelsten Schmerze ist. Wie mußten die Alten studirt haben, um ihrer Kunst in diesem Maße gewachsen zu sein!

Notiz. — Wir müssen von Zeit zu Zeit den überrheinischen Politikern auf die Finger sehen, die unsre neueste Geschichte durch die erstaunlichsten Entdeckungen bereichern. An unredlicher Lügenhaftigkeit thut es, soviel wir wissen, keine politische Zeitung den Artikeln der Revue des deux mondes gleich, die gegenwärtig von Mazade unterzeichnet werden. In der neuesten Wochenschau geht dieser Politiker auch auf die Verfassungsveränderung Dänemarks ein und berichtet unter anderem folgendes: „Dänemark hatte 1848 seine Besitzungen gegen den Angriff des Germanismus zu vertheidigen und that es mit Erfolg, aber der Widerstand, den es den Waffen entgegensetzte, reichte gegen die Einmischung der deutschen und russischen Diplomatie nicht aus. Darin lag die Gefahr. Dänemark war ein constitutioneller Staat geworden, und die Einmischung Rußlands und Preußens konnte nur einen absolutistischen Sinn haben. Zwar ging die deutsche Diplomatie nicht soweit, die Aufhebung der Verfassung in dem eigentlichen Dänemark zu verlangen, aber sie widersetzte sich der Einführung freisinniger Institutionen in Schleswig und Holstein u. s. w.“ — Weiter kann man doch die Unverschämtheit kaum treiben. Die Art, wie die französischen Blätter das Verhältniß Dänemarks zu Deutschland behandeln, ist charakteristisch für die Aufrichtigkeit der Theilnahme, welche das französische Volk gegen das deutsche hegt. Solange sie hier nicht einen andern Ton anschlagen, wird ihre Aufforderung zur Verbrüderung der Völker nur einen lächerlichen Eindruck machen. —

— Durch die Zeitungen fast sämtlicher Farben laufen jetzt Verdächtigungen gegen die Aufrichtigkeit der österreichischen Politik in der orientalischen Angelegenheit. In wessen Interesse das geschieht, kann wol nicht zweifelhaft sein, obgleich es den Redactionen zuweilen selbst unklar sein mag. Jetzt ist aber ein wichtiger Zeuge für Oestreich eingetreten, ein Zeuge, dessen Sachkenntniß niemand in Zweifel ziehen wird — kein geringerer als der Kaiser von Rußland. Wer nach der russischen

Note an Oestreich sich noch der süßen Illusion hingeben kann, Oestreich handle im Einverständniß mit Rußland, der wird hoffentlich nächstens in Herrn v. Gerlach den avancirtesten Staatsmann der Gegenwart begrüßen. —

Literatur. — Volksmedicin im nordwestlichen Deutschland von Dr. Goldschmidt. Bremen, Heyse. — Das Werk, welches noch den zweiten Titel führt: „Skizzen aus der Mappe eines Arztes“, gewährt eine höchst belehrende und anziehende Lectüre. Der Verfasser, als denkender und unterrichteter Arzt mit allen Classen des oldenburger Volks in fortwährende unmittelbare Berührung gesetzt, hat die Gewohnheiten und Vorstellungen desselben über die Gesundheitspflege mit ebensoviel Theilnahme als Scharfsinn beobachtet und daraus ein Bild zusammengesetzt, welches viel mehr noch für das Studium der Cultur, als für die medicinischen Kenntnisse wichtig ist. Seit beinahe 20 Jahren hat man sich bemüht, der idealistischen Literatur, die immer nur von innen heraus und nach innen hinein schrieb, eine realistische entgegenzusetzen, den Culturmenschen, dessen Phantasie durch Abstractionen corrumpt war, in das beschränkte, aber bunte Stillsleben entlegener Kreise einzuführen. Daß diese Richtung keine willkürliche war, sondern aus einem wesentlichen Bedürfniß hervorging, zeigt die gleichzeitige Erscheinung derselben bei den verschiedenen Culturvölkern. Denn die Franzosen haben gegenwärtig an Dorfgeschichten ebenso Ueberfluß, als die Deutschen. Es ist der Poesie gelungen, viele erfreuliche Bilder aufzustellen, von denen sich wenigstens ein Theil in der Literatur erhalten wird. Aber es ist nicht zu verkennen, daß diese Art der Darstellung dem ursprünglichen Bedürfniß wenigstens nicht ganz entspricht, denn sie idealisirt doch auch, wenn auch nach einer ungewöhnlichen Seite hin. Für wichtiger halten wir deswegen Schriften wie die gegenwärtige, die nur dasjenige geben, was sie aus der wirklichen Anschauung empfangen, aber geistvoll aufgefaßt und dargestellt. Es scheint uns, daß in dieser Beziehung in Norddeutschland mehr geschehen ist als in Süddeutschland. In Süddeutschland hat man zu voreilig nach der sogenannten Gemüthlichkeit gestrebt, und diese möchte in dem Sinne, den wir ihr gewöhnlich beilegen, im eigentlichen Volk bei weitem weniger anzutreffen sein, als bei den Gebildeten. So macht auch die Darstellung des Volks im gegenwärtigen Buch keineswegs den Eindruck der Gemüthlichkeit, umsomehr aber den Eindruck der Naturwahrheit, und die humoristische Wendung, die das Ganze durch die plattdeutschen Sprichwörter und ähnliche Aeußerungen des Volkswizes erhält, ersetzt die anmuthige Färbung, ohne den Realismus zu beeinträchtigen. — Der Verfasser macht beiläufig eine Bemerkung über die oldenburger Skizzen, welche die Grenzboten vor einigen Jahren mittheilten. Da der Verfasser derselben, Herr Dr. Mayer in Mannheim, sich selbst genannt hat und da uns die früheren Schriften des Herrn Dr. Goldschmidt nicht bekannt sind, so müssen wir die Erörterung dieses Punktes dem ersteren überlassen. —

Die Donau von ihrem Ursprunge bis Pesth. Von J. G. Kohl. Neunte Lieferung. Triest, Verlag der literarisch-artistischen Abtheilung des österreichischen Lloyd. — Es fehlen nur noch zwei Lieferungen, um dieses vortrefflich angelegte und ausgestattete Werk zu Ende zu bringen, welches dem, der die Donau kennt, die angenehmsten Erinnerungen bietet und den übrigen zu lebhaften Anschauungen verhilft. Die Stiche sind ausgezeichnet und der hinzugefügte Text so

zweckmäßig, wie man es von dem berühmten Reisenden nur erwarten kann. Die vorliegenden Hefte enthalten folgende Abbildungen: Dürnstein, Kloster Neuburg, Wissegrad und Grain. Wir kommen nach Vollendung des Werks noch einmal darauf zurück. —

Atlas zu Alex. v. Humboldts Kosmos in 42 colorirten Tafeln. Herausgegeben von Traugott Bromme. Achte, Schlußlieferung. Stuttgart, Kraiss u. Hoffmann. — Die Illustrationen des Schlußheftes, die doch bei dem Werk die Hauptsache sind, da der Text vieles zu wünschen übrig läßt, enthalten dies Mal Illustrationen von merkwürdigen Naturerscheinungen, z. B. eine Mitternachtssonne am Nordcap; Nebensonnen; ein Nordlicht; verschiedene Gebirgsformationen u. s. w. Der Text enthält unter anderem ein ziemlich vollständiges chronologisches Verzeichniß der wichtigsten geographischen Entdeckungen. — Wir benutzen diese Gelegenheit, um Freunde der Erdkunde noch einmal auf dies Werk aufmerksam zu machen, weil es zum bessern Verständniß des großen Humboldt'schen Werks ein nützlichcs Handbuch ist. —

Tannhäuser. Ein Gedicht von Emil Thilva. Leipzig, Immanuel Müller. — Es ist wahrscheinlich infolge der ungewöhnlichen Aufmerksamkeit, welche die Oper von Richard Wagner erregt hat, daß eine Reihe von Dichtern sich wieder der alten Sage vom Tannhäuser zuwendet, in welcher der Gegensatz der heidnischen zur christlichen Weltanschauung in einer seltenen Reinheit hervortritt. Der gegenwärtige Versuch zeichnet sich vor vielen andern, die wir in der letzten Zeit erwähnt haben, durch Einheit der Stimmung aus, die durch keine unnützen, der Hauptsache widerstrebenden Ausführungen gestört wird. Leider hat der Dichter in diese Stimmung zuviel Reflexion einfließen lassen. Er polemisiert fortwährend gegen die Halbheit der Zeit, welche weder ganz genießen noch entbehren kann und meint damit zwar dem Anschein nach die Zeit des Tannhäuser, in der That aber die unsrige. Aus diesem Uebergewicht der Reflexion über die unmittelbare Empfindung sind mehre Züge entsprungen, die keinen angenehmen Eindruck machen. So läßt z. B. der Dichter den Papst Urban, als Tannhäuser die Geschichte vom Venusberg erzählt, von einer geheimen Lüthernheit ergriffen werden; was zu der Sage nicht paßt, da der Papst als Repräsentant der härtesten christlichen Abstraction erscheint. Vollends der Philosophie, welche Tannhäuser zum Schluß bekennt, vermögen wir gar nicht mehr zu folgen. Er bemerkt, als er auf den Scheiterhaufen gestellt wird, was beiläufig auch eine unnöthige Entstellung der Sage ist, in deren romantischem Schluß eine viel tiefere symbolische Wahrheit liegt: „der Mensch kann nicht einmal verderben, und Halbheit ist ein jedes Sterben.“ — Dergleichen muß, wenn es eine Wirkung haben soll, deutlicher gesagt werden. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.

33

LBMV Schwerin

000 163 686

